

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der  
Gruenauerischen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 2. Oktober 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Idealisten.

Roman von H. C. Lange.

(Fortsetzung.)

XII.

Als der Rechtsanwalt Gabriel das Haus verließ, galt sein erster Gedanke nicht sich und dem eigenen Schicksal, sondern Marianne, den Folgen, die das eben stattgehabte Ereigniß für sie haben würde. Nun war sie ja auch frei, nun konnte sie mit Förster glücklich werden. Da war sie ja, die Lösung der schweren Frage, die ihm so oft den Sinn beschwert hatte; überraschend für ihn selbst hatte sie sich gefunden. Daß er niemals vordem an diesen Weg gedacht hatte, Marianne die Freiheit zu verschaffen! Wie fernab wäre ihm der Gedanke, dies jugendliche Mädchen an sich zu ziehen, für immer geblieben, wenn ihm nicht wie eine Offenbarung ihre Liebe zu ihm aufgegangen wäre.

Nach seiner Heimkehr verständigte er mit wenigen einfachen Worten die Schwester von dem Ereigniß, das eine so gewaltige Wenderung in das Haus, das Leben der beiden Geschwister bringen sollte. Fräulein Minna hatte zuerst ganz erstarrt dagestanden; ihre Ueberraschung war nicht ganz frei von Schreck gewesen, denn in begreiflichem Egoismus hatte sie bei der Mittheilung auch an sich selbst und an die Rolle gedacht, die sie künftig in diesem Hauswesen spielen würde, dessen Alleinbeherrscherin sie bis jetzt gewesen war. Aber im nächsten Augenblick war der Schrecken schon untergetaucht in die Tiefen ihrer harmlosen Seele, und reines Vergnügen über die Thatsache einer Verlobung, auf die sie längst nicht mehr gefaßt gewesen war, trat an seine Stelle. Ihr kindlicher Sanguinismus sah bereits alles im rosigsten Lichte. Lena war ja von jeher ihr Liebling gewesen; es war ein ganz besonderes Glück, daß es Lena war, die als Herrin in dies Haus ziehen sollte, das allerwünschenswertheste! Das brachte in ihr Verhältniß zum Bruder und zum Hauswesen gewiß kaum eine Veränderung. Das weiche, flüchtige unselbstständige Wesen würde gewiß immer froh sein, wenn sie, Tante Minna, das Szepter in der Hand behielt. Sie hatten sich ja immer so gut verstanden, wie sollten sie denn später, wo noch engere Bande als bisher sie verknüpften, nicht prächtig miteinander leben! Ja, ganz anders wäre es gewesen, wenn Otto ihr Marianne als Schwägerin zugeführt hätte! Tante Minna spann sich bereits in heitere Träume ein, während sie den Vorbereitungen zu einem rasch in Szene zu setzenden kleinen Verlobungsfest nachging und der Rechtsanwalt sich in sein Bureau zurückgezogen hatte, um heute wie immer die Nachmittagsprechstunde abzuhalten. Doch bevor er den ersten Wartenden hineinrufen

ließ, setzte er sich an sein Schreibpult und warf einige rasche Zeilen auf einen Briefbogen.

„Mein Herr! Wie Sie bereits erfahren haben werden, führte mich der Zufall in dem Augenblick in Ihr Haus, in dem meinem Mündel von Ihrer Seite eine so schmachvolle Beleidigung zugefügt worden war. Bevor ich sie hinwegführte, um sie wieder unter den Schutz ihrer Schwester zu bringen, hatte ich eine Unterredung mit Ihrer Gattin, in deren Folge mein Mündel, meine nunmehrige Braut, völlig gerechtfertigt dastand. Das genügte Fräulein von Eichholz. Ich aber kann mir die andere Genugthuung nicht versagen, Ihnen meine tiefste Verachtung auszusprechen. Daß ich trotzdem nicht das Bedürfniß fühle, die meiner Braut angethane Beleidigung mit der Pistole zu rächen, hat seinen Grund in meiner besonderen Auffassung von Ehre und Pflicht. Es ändert nach meiner Ansicht nichts an dem Geschehenen oder an der künftigen Moral eines Menschen, wie Sie es sind, wenn zwei Schüsse abgefeuert werden oder auf der einen oder anderen Seite Blut fließt. Sollten Sie anderen Sinnes sein und mich zum Duell zwingen wollen, indem Sie zu der einen Beleidigung noch eine andere fügen, werde ich auf dem bürgerlichen Wege einen Ausgleich herbeiführen, der Ihre jämmerliche Handlungsweise an den Pranger stellen wird, wie sie es verdient.“

Otto Gabriel, Rechtsanwalt.“

Zum Abend kamen die Geschwister, von Tante Minna bereits mit zitternder Ungeduld erwartet. Sie sehnte sich nach Einzelheiten über die Vorgänge bei Döhlers, und die konnten nur aus Lenas Munde kommen, denn Bruder Otto war karg wie immer mit seinen Mittheilungen gewesen. So legte sie denn in ihrer lebhaften Art Beschlag auf das junge Bräutchen, indem sie es eine Weile unter einer Flut von Beglückwünschungen, Bärtlichkeiten und Fragen in ihren Armen festhielt, und Lena mußte wohl oder übel eingehenderen Bericht erstatten, oft unterbrochen von Ausrufen des Staumens, des Schreckens, der Empörung, und endlich, als sie ans Ende gekommen war und eröthend und verschämt von Gabriels Werbung sprach, von einem jugendlich enthusiastischen Freundschaftsschrei.

Der Rechtsanwalt und Marianne standen sich eine Weile allein gegenüber. Sie hatten vorhin, als Gabriel ihr Lena so überraschend ins Haus gebracht hatte, noch kein unbeobachtetes Wort über das Geschehniß austauschen können. Es drängte ihn dazu, und doch, als er jetzt dem Mädchen gegenüberstand, das vor noch nicht gar zu langer Zeit mit seinen schönsten Lebenshoffnungen verknüpft gewesen, war ein seltsames Gefühl in ihm, das ihn für den Moment der Fähigkeit zum Sprechen beraubte: es war wie das letzte jähe Aufzucken eines Schmerzes, den er schon überwunden glaubte.

Was aber auch alles in dem feuchten, sprechenden Blick lag, mit dem Marianne zu ihm aß, als sie ihm wie einem alten, treuen Bundesgenossen fest und herzlich die Hand schüttelte, die stauende Frage: liebst Du das Kind? ein halber Zweifel und ein halbes Verstehen seiner großmüthigen Absichten — eine Ahnung von den wahren Vorgängen in seinem Innern und der Rolle, die sie selbst in dem Herzensleben dieses Mannes spielte, die stand nicht darin. Das herrliche Mädchen, das sonst so klug, so klarfüchtig, nur über den eigenen Werth und die Werthschätzung, die sie bei andern genoß, in Unkenntniß blieb, es ahnte nichts, dachte er, und so sollte es auch bleiben.

„Ich möchte sie glücklich machen“, kam Otto Gabriel der unausgesprochenen Bitte zuvor, „doch werde ich es können? Handelte ich nicht übereilt, das ich dies junge Leben an mein alterndes knüpfte? Wird sich der große Unterschied nicht eines Tages fühlbar machen — rächen?“

„Onkel Gabriel! Wenn man Dich sieht und an Altwerden denken! Sei ganz ruhig, Du bist ja der einzige Mann, der meine Schwester glücklich machen kann. Jetzt darf ich ja sagen: Du bist Lenas erste und einzige Liebe, ihr stiller Schwarm, so lange ich denken kann. Konnte ihr Glücklicheres geschehen? Das weiche Wesen, zu schwach, um den Kampf um die Existenz allein aufzunehmen, wird unter dem Schutze eines treuen, festen Mannes, wie Du es bist, ein anderes Menschenkind werden — gesund und froh. Sieht sie nicht schon jetzt ganz verwandelt aus?“

Marianne hatte recht. Lena machte einen ganz anderen Eindruck wie bei der letzten Anwesenheit in diesem Hause, wo sie so niedergeschlagen ausgesehen hatte, daß es alle mit Sorge bemerkt hatten. Das blonde Köpfchen, das damals wie unter einer unsichtbaren Last gebeugt hatte, trug sie heute so hoch, so frei, wie gehoben von dem Glück, das in ihr lebte. Sie erinnerte an ein Blümchen, das lange im Schatten gestanden, nun auf einmal in die Sonne gekommen war, so ganz in Glück und Glanz getaucht erschien sie. Und wie viel munterer, gesprächiger, rosiger! Auch die weibliche Eitelkeit, von der sonst so wenig an ihr zu spüren gewesen war, schien auf einmal erwacht, das Bestreben, dem Manne, der sie erwählt hatte, auch äußerlich zu gefallen; und wenn es auch nur ein dustiger weißer Spitzenkragen war, mit dem sie das schlichte dunkle Kleid geschmückt hatte, er war geschickt genug gewählt, denn von dem zarten Untergrunde hob sich das helle Köpfchen sehr reizvoll ab.

Sonst war die Stimmung in dem kleinen Kreise nicht eine so frohlaunige, übermüthige, wie Tante Minna es aus Anlaß eines so schönen Ereignisses eigentlich erwartet hatte. Um dieselbe zu heben, ließ sie sich sogar zu einer bedenklichen Inkonsequenz verleiten: viel Trinken hielt sie ja sonst mit weiblicher Zurückhaltung für durchaus unvereinbar, und heute nöthigte sie mit einem Eifer zu der Bowle, die sie dem Festtage zu Ehren gebräut hatte, der ihrer ganz unwürdig war und ihr Neckereien von allen Seiten eintrug. Und nun gar Toaste ausbringen: für ganz unweiblich hätte sie es sonst erklärt, und in größerem Kreise hätte sie sich auch nimmer solch Hinaustreten aus der engbegrenzten Sphäre holder Weiblichkeit gestattet, doch heute im allerintimsten Kreise, in dem niemand war, der dies Amt besser hätte übernehmen können, ergriff sie beherzt das Glas, erhob sich und hielt eine Ansprache an die Neuverlobten, die eine komische Mischung von Pathos und echtem Gefühl war und ebenso wirkte, die Lachlust erregend und die Herzen rührend.

Als sie auf Tante Minnas Aufforderung miteinander anstießen, trafen sich Gabriels und Mariannens Blicke wieder, diesmal im stillen Verstehen; sie hasteten ein Weilschen ineinander

— die Blicke dieser beiden Idealisten, welche, einem Dritten zu Liebe, auf eigenes Liebesglück verzichtet hatten.

Da schob sich eine kleine weiche Kinderhand sacht in die Gabriels. Die Berührung wirkte seltsam auf ihn: wie etwas Bekanntes, Vertrautes, das aber lange zurück lag, wie eine Erinnerung an ferne schöne Tage. Solch eine scheue, schmeichelnde Liebkosung war eine Eigenthümlichkeit seiner verstorbenen Braut gewesen. Ja, es war da etwas — wars immer da gewesen oder jetzt erst erwacht — das ihn plötzlich an die Geliebte von einst erinnerte. Lag es in den Augen, ihrem weichen, träumerischen Ausdrucke oder in dem Wesen, das bei aller Unschönungsbedürftigkeit eine ängstlich scheue Zurückhaltung athmete? Seltsam — wenn er die Augen schloß, vermischte sich Vergangenes und Gegenwärtiges zu einem Zauber, der ihm ganz wunderbar das Herz umspann.

Als die Geschwister sich zu vorgerückter Stunde wieder zu Hause sahen, fiel Lena, bevor sie noch die Sachen abgelegt und eine Lampe angezündet hatten, der Schwester stürmisch um den Hals. „Ach, Marianne, Marianne, wie glücklich bin ich! Wie ist es denn möglich, daß mir das geschehen konnte! Das Ganze ist mir ja noch wie ein Traum! Wie eine Märchenprinzessin komm ich mir vor. Heute morgen wachte ich noch bei Döhlers auf und fühlte mich kreuzunglücklich und wünschte mir bloß, ehe ich noch mein Tagewerk begonnen hatte, daß es wieder Abend sein möchte — und nun geh ich in meinem alten lieben Heim zu Bette und bin bei Dir und fühle mich so glücklich. Sage mir bloß das eine, Marianne: kannst Du es begreifen, was er an mir findet, an mir schwächlichem, unbedeutendem Dinge, er, der große, gute, edle Mann? Ja, wenn er Dich gewählt hätte —“

Marianne unterbrach hier den sprudelnden Redefluß mit einem Auf; kaum konnte sie ihr stilles, schein verschlossenes Schwesterchen wieder. „Es ist nun doch aber einmal so; laß Dir an der Thatfache genügen.“

„Ach, Marianne“, plauderte das erregte Mädchen weiter, „glaubst Du aber, daß alles so gekommen wäre, wenn ich nicht in Stellung gegangen, sondern alles beim alten geblieben wäre?“

„Da er Dich liebte, warum denn nicht, Du Narrchen? Möglich mir, daß es seine Erklärung beschleimigt hat.“

„Vielleicht aber hat es mir doch eine größere Werthschätzung von seiner Seite eingetragen“, beharrte Lena, „und wenn es so wäre, dürfte ich mich ja eigentlich noch nachträglich zu meinem Heroismus beglückwünschen. Ach, Marianne, mein scheinbares Geldenthum stand auf jämmerlich schwachen Füßen, drohte alle Augenblicke mit mir umzustürzen. Daß er aber gerade heute kommen mußte, genau in dem Moment, als meine Lage die verlassenste, die trostloseste gewesen war, ist das nicht seltsam?“

„Schicksalsfügung!“ erwiderte Marianne parlamentarisch; sie hätte um die Welt jetzt nicht dem glücklichen Bräutchen eingestehen mögen, daß sie es gewesen war, die den Rechtsanwalt zu dem Besuch im Döhlerschen Hause veranlaßt hatte.

„Ja, es hatte wohl so kommen müssen“, pflichtete Lena mit dem Wunderglauben glücklich Liebender bei; „was soll ich mir auch lange den Kopf zerbrechen über das „Wie“ und „Warum“ seiner Liebe; die Hauptsache bleibt doch: er liebt mich und er will mich, just mich kleines, dummes Ding. Weißt Du, Marianne, wie mir zu Muthe ist? So, als wäre ich nach Sturm und Angewitter auf einer friedlichen Insel gelandet, auf der ich nun für Lebenszeit geborgen sein soll. Nur noch eins giebt's, das ich mir wünsche, daß auch Du nun bald so glücklich wirst, wie ich es bin. Aber es wird ja kommen; was steht denn groß im Wege? Das Hinderniß, das ich einmal leider war, das

ist nun hinweggeräumt“, — sie lachte leise in sich hinein — „und gründlich und für alle Zeiten — und wenn Förster jetzt bloß wüßte —“

Da legte sich Mariannens Hand fest auf den plaudernden Mund. Erschrocken versuchte Lena in der Schwester Gesicht zu forschen, doch die Dunkelheit entzog ihr seinen Ausdruck. Der harte Klang in Mariannens Stimme machte ihr bange.

„Wenn Du mich lieb hast, Lena, so erwähnst Du seiner nicht mehr vor mir,“ sagte sie.

So fing das Mädchen trotz des übervollen Herzens nicht von neuem an, stumm gingen sie zu Bette; wie eine kalte, feste Hand hatte es sich auf Lenas überquellendes Empfinden gelegt. Lange lag sie wach; die Erregungen des Tages bebten in ihr nach und ließen sie nicht zur Ruhe kommen. Naturgemäß wandten sich ihre Gedanken bald wieder von Marianne und Förster den eigenen Interessen zu. Lange schon glaubte sie Marianne schlafend, als ein Ton, der wie ein in den Rissen ersticktes Schluchzen klang, sie erschrocken aufhorchen ließ. Um Gott, Marianne lag wach und weinte? Sie wollte sie anreden; dann ließ sie es aber wieder und lauschte, indem sie sich leise aufrechtsetzte. Nein, sie hatte sich getäuscht; sie hörte nichts mehr, nur leise Athemzüge glaubte sie zu vernehmen. Ihre Gedanken beschäftigten sich jetzt aber wieder angestrengt mit der Schwester Schicksal. Sollte doch noch ein anderes Hinderniß im Wege liegen, das die beiden nicht zusammenkommen ließ, ein Hinderniß, das zu beseitigen sich ihrer Macht entzog?

### XIII.

Marianne v. Eichholz saß an dem altmodischen kleinen Schreibtisch, an dem schon ihre Mutter gesessen; sie hatte die für ihre Verhältnisse zu groß gewordene Wohnung aufgegeben und sich ein einzelnes leeres Zimmer gemiethet und in dasselbe die Möbelstücke hinübergenommen, die ihr die liebsten aus der elterlichen Einrichtung waren. So war der Rahmen, in dem sie lebte, derselbe geblieben, und doch schien ihr alles so anders, so fremd, so leer. Ein Hauch der Unbewohntheit, Verlassenheit durchwehte ihn trotz der blühenden Nelken am Fenster, wenigstens empfand sie immer eine Art von Frösteln, wenn sie von ihrer Berufsthätigkeit nach Hause kam. Das Sorgen und Denken um einen andern Menschen war ihr Lebensbedürfniß und es gab nichts mehr zum Sorgen und Aengstigen, zum Pflegen und Umhüten; sie hatte einzig mit sich allein zu thun. Für Fernstehende hatte es den Anschein, als wäre sie ganz zufrieden so. Das Sichere, Selbstständige, das ihrem Wesen schon immer eigen gewesen war, prägte sich noch mehr aus, und die Art, wie sie ihr Leben eingerichtet hatte, trug auch dazu bei, das gewisse Etwas, jene Mischung von Schüchternheit und Unkenntniß des Lebens, an ihrem Auftreten abzustreifen, das für viele das Ideal-Weibliche ist; aber der Stich ins Emanzipierte, den Tante Minna mit aufrichtiger Betrübniß an Marianne konstatiert hatte, war doch nur die Herbeheit des stolzen Gemüths, das seine innere Einsamkeit zu verdecken bemüht war.

Sie las den umfangreichen Brief, der vor ihr lag, noch einmal. Er war von Lena und ihrem Schwager Otto; da interessierte sie ja jede Zeile, und jede Zeile athmete Befriedigung und Behagen. Ja, ihr Sorgenkind war glücklich geworden; viel tiefer und vollkommener glücklich, als sie es jemals unter ihrer Obhut hätte werden können. Und das Glück, das auf einmal über sie gekommen war wie goldener Sonnenschein, das ließ sogar heranreifen, was ihr bisher so gänzlich abgegangen war, ein bißchen Vertrauen auf die eigene Persönlichkeit, einen Anfaß von behaglichem Selbstgefühl. Marianne fühlte es aus den Worten ihres Briefes heraus, das Glück hatte sie innerlich gehoben, sie über den eigenen Werth ein wenig aufgeklärt. Daß aber dieser gänzlich neue Keim nicht über die Gebühr aufwuchern würde,

dafür bürgte die schrankenlose Anbetung, mit der Lena zu ihrem Gatten aufsaß. Und Dunkel Gabriel, wie Marianne den neuen Schwager in Gedanken immer noch nannte, wie warm, wie gütig klang jedes Wort, das sich auf die Frau bezog, die neben ihm im Grunde ein Kind war. Marianne konnte nicht genug dem Räthsel nachsinnen, das ihr Dunkel Gabriel mit seinem überraschenden Vorgehen aufgegeben hatte. Eine Stelle seines Briefes schien ihr ein wenig Aufschluß zu geben: „Es ist mir manchmal schier bedrückend,“ schrieb er, „wie sehr Lena mich als den einzig Gebenden und sich als die immer nur Empfangende ansieht. Ihr bescheidenes Gemüth läßt sie da zu weit gehen. Es wäre wohl schwer zu entscheiden, wer in unserm Verhältniß dem andern Theil mehr zu danken hat. Jeder genießt eben nur „sein“, spezifisch „sein“ Glück. Dem einen ist höchster Genuß, aus geliebter Hand zu nehmen, und er glaubt dann eben alles von ihr zu empfangen, selbst den blauen Himmel und die grünen Berge, dem andern wieder, und diesen geselle ich mich zu, scheint das Bewußtsein, daß eine andere Existenz so voll und ganz in der seinen ruht, daß ihr Lebenskraft und Freudigkeit einzig von ihr zuströmt, das Beglückendste und Erhebendste.“

War das Resignation oder wirklich der Ausdruck innerer Befriedigung? Marianne sann lange darüber nach, ohne daß sie zu einer Klarheit darüber gekommen wäre. Otto Gabriels Glück trug ja sicherlich ein anderes Gesicht, als das der gewöhnlichen Alltagsmenschen; es war auch ein anderes als das, was Hans Förster Glück nannte. Da war sie wieder bei dem, der mehr, als sie es sich eingestehen wollte, ihr Gedankenleben beherrschte. Auf jedem Wege gelangte sie zu ihm; bald erinnerte ein Zug, eine gleichgültige Bewegung an irgend einem Menschen sie an ihn, bald wieder war es der Kontrast, der ihn ihr mit besonderer Deutlichkeit vor die Seele treten ließ. Es war ja kein Wunder. Für eine treue, innige Natur wie Marianne konnten die Wochen nicht Episode bleiben, in denen sie eine große Liebe in sich werden gefühlt und mit namenloser Wonne erfahren hatte, daß sie erwidert wurde; sie wurden der Kulminationspunkt ihres Lebens, das große Zentrum ihrer Gedankenwelt.

Wie grundverschieden diese beiden Menschen sind, sagte sie sich, während sie die Briefe in ihre Schreibmappe schob und aufstand, um sich zu einem kleinen Spaziergang zu rüsten. Sie hatte jetzt Zeit dazu, da sie ihre Privatstunden aufgegeben hatte. Man konnte nicht sagen, dies ist der bessere von den beiden, jener der schlechtere, denn Hans Försters Art zu handeln war nicht diejenige Gabriels, ohne daß das ein Verdienst des letzteren gewesen wäre oder umgekehrt. Man kann vom Wasser nicht verlangen, daß es brennt, und vom Feuer nicht, daß es löscht. Förster hätte seine innerste Natur verleugnen müssen, wenn er die Bedingungen eingegangen wäre, an die sie ihre Vereinnung geknüpft hatte. Er wollte vorwärts mit weit ausholenden Schritten, und die Frau an seiner Seite sollte mithalten, sollte verstehen, sich über Unbequemes und Schwieriges hinwegzusetzen, das der Lebensweg eines armen Künstlers mit sich bringt; was sollte da das weiche, verwöhnte Mädchen? Nein, Marianne zürnte ihm nicht, daß er so gehandelt, daß er kurzer Hand den schmerzlichen Bruch vollzogen hatte; besser ein einziger Schmerz als ein Elend ohne Ende, und das wäre es geworden, wenn sie ihn mit egoistischer Liebe schwach zu machen gesucht hätte. Oder wäre es doch noch alles gut geworden, wenn sie weniger rasch gewesen wäre, wenn sie einem wohlwollenden Schicksal die freundliche Lösung des Konflikts überlassen hätte? Ach, sie hatte ja damals nicht ahnen können, wie bald und wie glücklich das Hinderniß beseitigt werden sollte.

Sie hatte sich wieder so tief in ihre Gedanken eingesponnen, daß sie gar nichts um sich herum sah; sie ging wie im Traum die gewohnten Wege entlang, die sie für ihren täglichen Spaziergang

einschlug, über den Monbijouplatz die Burgstraße am Wasser entlang. Der Apriltag war von sommerlicher Wärme, das junge Grün leuchtete golden in der Sonne, ein Duft von Blüten lag in der Luft, und die Straßen wimmelten von Menschen, die einzig und allein das herrliche Wetter herausgelockt hatte. Wie der wolkenlose blaue Himmel sich majestätisch über dem harmonischen Kuppelbau des Domes wölbte, wie sich alle Bauten ringsumher im Frühlingslichte so frei, so groß darstellten. Marianne mußte an Italien denken, an Mailand, wo ihre Schwester jetzt mit ihrem Gatten weilte, und eine schmerzliche Sehnsucht beschlich sie. Drüben auf der anderen Seite der Straße sah sie auf einmal Tante Minnas überschlanges Figürchen auftauchen. Sie ging mit etwas trippelnden Schritten, als fürchte sie sich, allzu fest aufzutreten, und richtete einen rosenrothen Sonnenschirm gegen die gefährlichen Strahlen der Aprilsonne. Marianne wandte sich unwillkürlich nach der andern Seite. Nur nicht stehen bleiben und reden, oder gar zusammen weiter wandern. Sie fühlte sich innerlich wieder so besonders erregt, und Tante Minna hatte eine unbequeme Art, mit liebevoller Theilnahme zu forschen und Dingen nachzuspüren, die Marianne in das Geheimfach ihres Herzens verschließen wollte. Sie hatte überhaupt seit der Affaire mit Förster so merkwürdig viel an ihr auszusehen, ihr war wohl der jähe Bruch wie ein Verbrechen wider den heiligen Geist erschienen. Oder bildete sie sich das alles nur ein, sie war so kritisch und grüblerisch geworden, wohl fast ein wenig menschenscheu. Ihr fiel eine Bemerkung aus Gabriels Brief ein, der von Anfang bis Ende wie eine vertrauliche Unterredung mit einem Herzensfreunde geklungen hatte. „Manchmal sorge ich mich beinahe um Dich, liebe Marianne,“ hatte er geschrieben, „hüte Dich doch vor dem Einsamwerden, dem innerlichen, meine ich natürlich, denn äußerlich bist Du es ja nach Deinen Lebens-Verhältnissen. Gerade solche Naturen, wie Du es bist, sind leicht in Gefahr, es zu werden, und Du glaubst garnicht, wie die Einwirkung von Mensch auf Mensch, auch des geistig Kleinen auf bedeutenderen, die Wärme des Gemüths erhält.“ Ja, ja, sie wurde wohl kalt; sie war schon auf dem Wege, sich selbstisch mit dem Erlebten abzuschließen; sie spürte nur das Peinliche in Tante Minnas fragendem Blick und übersah die freundschaftliche Sorge, die dahinter stand. Ihr war es auf einmal, als hätte Tante Minnas Gesicht einen kummervollen Ausdruck gehabt. Das weiche Seelchen litt wohl unter der Trennung vom geliebten Bruder und fürchtete sich in der großen Wohnung; sie hatte es wohl um sie verdient, daß sie ihr eine freie Stunde widmete. Marianne suchte nunmehr unter den Passanten nach der bekann- ten Gestalt, aber sie konnte sie nicht mehr ermitteln; vielleicht war sie in die Königstraße eingebogen. Unzufrieden mit sich selbst ging sie weiter; aber sie sah jetzt um sich und bemühte sich krampfhaft, sich von den Gedanken loszulösen, die sie so lange beschäftigt hatten. Da wurden ihre Augen durch einen Namen gefesselt, der sie sofort wieder in die alten Bahnen zurückführte. „Bar Kochba“ stand da mit großen Buchstaben auf einem Theaterzettel an der Anschlagssäule, „Schauspiel von Johannes Förster.“ Die Buchstaben tanzten und flimmerten vor ihren Augen; das gesunde Mädchen fühlte sich von einem Schwindel befallen, so daß sie keine Hand auf die Säule legte, um einen Halt zu haben. Hans Förster hatte das Werk vollendet, von dem er seine Zukunftsentscheidungen abhängig machen wollte, und es sollte — wann, heute? nein — morgen die Feuerprobe der Oeffentlichkeit bestehen. Ach wie anders hatte sie sich einmal ihre Rolle an diesem Tage gedacht. Sie hatte als sein Weib an seiner Seite zu stehen gehofft; sie hatte ihm den Glauben an seinen Genius, an den sie glaubte, wiedergeben wollen, wenn sein Werk etwa doch, ihrer sichereren Hoffnung zum Trotz, keinen Beifall finden sollte; das vielköpfige Kunsttribunal des Publi-

kums ist unberechenbar. Und nun stand sie davor als eine Fremde und ließ sich durch den Säulenanschlag überraschen. Sicher hatten die Theaterberichte in den Zeitungen schon darauf hingewiesen; es war ja ein Ereigniß, wenn gegen Ende der Spielsaison noch eine Premiere gebracht wurde, noch dazu von einem bisher namenlosen Dichter; aber sie hatte seit Wochen keine Zeitung gelesen. Sie mußte sich augenblicklich ein Billet besorgen. Er hatte sie nicht Freundin sein lassen, da sie, sein Weib zu werden, verweigern mußte; aber was änderte das an ihrem brennenden Verlangen, der Vorstellung beizuwohnen? Es war ja ein Stück von seinem Lebensschicksal, das sich da abspielte, und da sollte sie abseits stehen? Was änderten überhaupt äußere Verhältnisse an dem, was da innen im Herzen lebte!

Die Theaterkasse war natürlich geschlossen; aber es gab noch eine Stelle, an der in eben dieser Stunde Billets ausgegeben wurden. Sie sprang in die Pferdebahn, die gerade vorüberfuhr und die sie nach der betreffenden Gegend brachte. Vor dem Verkaufslokal überzählte sie ihre Barschaft und nickte befriedigt von dem Resultat, und dann that sie etwas, was ihr unter gewöhnlichen Verhältnissen ganz ungeheuerlich vorgekommen wäre, sie kaufte sich einen Platz in einer Proszeniumsloge, von der sie hörte, daß sie bis jetzt leer sei. Sie blieb es vielleicht auch, und sie wollte so ungestört als möglich sein bei dem, was sie näher anging, als alle die gleichgiltigen Menschen im Saale. Die kleine Verschwendung spielte keine Rolle bei dem, was sie als Ereigniß ihres Lebens empfand trotz ihrer veränderten Stellung zu Förster.

Sie fand wenig Schlaf in der Nacht; erst gegen Morgen schlummerte sie ein bißchen ein; aber ihr heftig erregter Geist erging sich in wüsten Träumen, sie war abwechselnd Theaterdirigent und Darstellerin der ersten Frauengestalt in Bar Kochba. Einmal auch stand sie Hand in Hand mit Förster vor der Rampe: das Publikum hatte den merkwürdigen Wunsch geäußert, sie auch zu sehen. Hierauf erwachte sie, und das bevorstehende Ereigniß legte sich gleich wieder mit banger Schwere auf ihre Seele.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Russische Sekten.

Von Dr. J. Wiese.

Die aus Kanada in den letzten Tagen zu uns gedrungene Nachricht, daß von den von der kanadischen Regierung dort angesiedelten 8000 Angehörigen der russischen Sekte der Duchoborzen über 5000 dem religiösen Wahnsinn verfallen und infolge ihrer seltsamen Weigerung, Thiere bei dem Ackerbau zu verwenden oder etwas anderes als Brot, Wasser und einiges Gemüse zu essen, im kommenden, bekanntlich äußerst strengen kanadischen Winter vom Untergange bedroht seien, hat mit Recht bei uns großes Aufsehen erregt und die Aufmerksamkeit wieder einmal auf das russische Sektenwesen hingelenkt.

Für den Kenner russischer Verhältnisse freilich enthalten solche Nachrichten durchaus nichts Fremdes. Bildet doch gerade das weit verbreitete russische Sektenwesen unstreitig eine der hervorragendsten, auffälligsten und eigenthümlichsten Erscheinungen des russischen Volks- und Staatslebens. Gerade im „Raskol“, wie jenes mit russischem Ausdruck bezeichnet wird, zeigt sich ein guter Theil des russischen Volkscharakters, und in diesem Sinne, weniger als religiöse Erscheinung, beansprucht er ein besonderes Interesse.

Ein Erbzug gleichsam des russischen Volkes ist sein Hang zur Bagabondage; sie ist schließlich das letzte Mittel, sich frei zu

machen vom Unglück und der Unterdrückung. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß eine der verbreitetsten Sekten die der „Flüchtlinge“ ist, die diesen Namen deshalb führt, weil all ihre Anhänger die Pflichten fliehen, die ihnen Regierung, Gesellschaft, Familie auferlegen. Die dunklen Wälder und unermesslichen Ebenen Rußlands bieten der Bagabondage ein weites Feld. Hier trifft man ganze Gruppen, die einen festen Wohnsitz haben und so ihren Genossen Unterschlupf gewähren können. Die Häuser dieser Sektierer haben eine eigenthümliche Architektur: sie haben eine unendliche Anzahl von Thüren, aneinanderstoßenden Zellen, die durch unterirdische Gänge mit anderen Häusern, der Ebene und dem Walde in Verbindung stehen. Die Entschiedensten unter ihnen werfen alle Ursprungspapiere und alle gerichtlichen Dokumente ins Feuer, nehmen einen anderen Namen an und „befinden sich auf der ständigen Flucht vor dem Antichrist.“ Mit der Moralität steht es bei ihnen außerordentlich schlecht.

Eine sehr wüste Sekte ist auch die der „Chlysty“ (Selbstgeißler), welche sich selbst allerdings als die „Leute Gottes“, als die „betenden Schwestern und Brüder“ und mit anderen ähnlichen Namen bezeichnen. Ihre sogenannten „Andachten“ bestehen darin, daß sie in einem eigenthümlichen Anzuge sich versammeln, besondere Lieder singen und dann viele Stunden lang sich unter Selbstgeißelung und anderen Kasteiungen im Kreise drehen. Diese Drehungen werden mit einer wahren Wuth ausgeführt, und es sollen Zustände höchster Nervenüberreizung und Extase eintreten. Die Versammlungen der „Chlysty“, über die strengstes Stillschweigen geboten ist, endigen gewöhnlich mit dem höchsten Grade körperlicher und geistiger Ermattung der Teilnehmer, ja mit deren Bewußtlosigkeit. Ueber die den „Chlysten“ vielfach verwandte Sekte der Skopzen oder Selbstverstümmler und deren grausige „Andachtübungen“ kann hier aus Gründen der Sittlichkeit näheres nicht mitgetheilt werden, ebenso wenig wie über die Sekte der „Springer“, die durch gewaltige Körperbewegungen ihre Anhänger in Verzückungen zu versetzen suchen.

Die Lehre der Duchoborzen hat hauptsächlich unter den Bauern gewisser südrussischer Provinzen, aber auch in Kaukasien, Finnland, Moskau, Kaluga, ja selbst in Jakutsk und Kamtschatka Anhänger gefunden. Die Duchoborzen leugnen ein jenseitiges Leben und nehmen dafür eine Versekung der Seele auf eine andere Welt oder in einen anderen Körper an. Die Welt würde nach ihrer Ansicht nie ein Ende nehmen; der menschlichen Persönlichkeit sei — als dem lebendigen Abbilde Gottes — die größte Ehrerbietung zu zollen. Die Duchoborzen treiben ihre Vorstellung von der Gleichheit so weit, daß sie die Unterwerfung der Kinder unter die Eltern leugnen; die väterliche Autorität gilt bei ihnen nichts. So nennen die Kinder ihre Eltern nicht Vater und Mutter; sie geben ihnen den Namen „der Alte“, „die Alte“; bisweilen rufen sie sie einfach bei ihren Namen Johann, Isidor, Peter usw. Die Eltern, die von ihrem Kinde sprechen, werden niemals das Wort „mein Kind“ anwenden; die Männer nennen ihre Frauen „meine Schwester“, diese ihre Gatten „mein Bruder“. Ein Reisender, der die Duchoborzen vor einigen Jahren besuchte, war erstaunt, zu hören, wie ein zehnjähriger Junge einen Greis von achtzig Jahren bei seinem Vornamen anrief. Es war für ihn anfangs schwer zu verstehen, in welchem Verwandtschaftsgrade die Leute untereinander standen. Wenn die Duchoborzen, erzählt derselbe Reisende, kleine Jungen oder Mädchen treffen, so verneigen sie sich vor ihnen mit derselben Ehrfurcht wie vor Greisen. Die Frau hat bei den Duchoborzen dieselben Rechte wie der Mann; in den Versammlungen nimmt sie an der Abstimmung theil; sie hat dieselbe Gewalt in der Familie, wo der Grundsatz des Familienoberhauptes nicht existirt; sie hat das Recht, die Fesseln der Ehe zu brechen, wann sie will. Die Heirat ist, wie

sie sagen, die Vereinigung zweier freien und unabhängigen Wesen, gegründet auf die Liebe und die Uebereinstimmung; jeder Zwang steht mit der Moral im Gegensatz: daher sind Ehescheidungen bei ihnen an der Tagesordnung. Im übrigen sind die Duchoborzen sehr gute Ansiedler, fleißig und nüchtern und erfreuen sich eines gewissen Wohlstandes.

Verwandt mit den Duchoborzen sind die Molokanen, so vom Volke benannt, weil sie zur Fastenzeit Milch genießen. Die Molokanen stellen die heilige Schrift sehr hoch, betrachten sie als die Grundlage jeder moralischen Vervollkommnung — legen sie jedoch nach ihrer besonderen Weise aus. Sie bezeichnen sich selbst als die „wahrhaft geistlichen Christen“, während alle anderen Christen ihnen als „weltliche Christen“ gelten. Sie glauben das Urchristenthum zu besitzen. Ihren Aeltesten und Lehrern gestatten sie, in möglichster Freiheit die Bibel auf ihre Art auszuliegen. Sowohl im öffentlichen wie im Privatleben vermeiden die Molokanen jede Förmlichkeit und jede Zeremonie. Sie haben keine Kirchen; das erste beste Haus, ein Hof, ein Feld dient ihnen zur Andachtsstätte. Der Chef liest aus der Bibel vor, dann singen sie Psalmen und diskutieren über das Gelesene. Die Heirat ist bei ihnen eine reine bürgerliche Formalität, bei der der Wille der Eltern nicht zur Geltung kommt. Zwischen Frau und Mann herrscht Gütergemeinschaft; ohne Zustimmung der Frau darf der Mann nichts verkaufen oder verpachten. Die Frauen besonders betreiben sehr eifrig das Studium der Bibel; sie fallen auf durch ihre Schönheit, Bescheidenheit und einen gewissen Ausdruck wohlthuender Melancholie. Die Gemeinde urtheilt über alle Zwistigkeiten und Vergehen öffentlich; der Verurtheilte wird bisweilen aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Der Molokane hält den Krieg für Räuberei und Mord, und niemals ist es gelungen, einen molokanischen Soldaten zur Theilnahme an einem Kampfe zu zwingen. Beim ersten Zusammentreffen mit dem Feinde wirft er die Waffen weg. Die Molokanen leben in zahlreichen Familien, die gemeinsam arbeiten und sich gegenseitig helfen. Es giebt bei ihnen keine Bettler und Arme, weil die Arbeit, Mäßigkeit und Nüchternheit Hauptgrundsätze jedes Molokanen sind; auch ist die Gemeinschaft verpflichtet, jeden in Folge Unglücks oder Krankheit Bedürftigen zu unterstützen. Alle Gemeinden dieser Sektierer besitzen eine gemeinsame Kasse, in die der zehnte Theil des Einkommens jeder Familie für die gemeinsamen Bedürfnisse, die Armen und die Propaganda fließt. Im Gegensatz zu den anderen orthodoxen russischen Bauern herrscht bei ihnen Ordnung und Wohlstand; höchst einfach in der Kleidung, sind die Molokanen meist starke, wohlgewachsene Männer. Mit einer Art von Neid betrachtet sie der verarmte russische Bauer, und dank ihrer vortrefflichen Eigenschaften breiten sie sich trotz der Verfolgungen der russischen Regierung rapide aus.

Im Jahre 1860 etwa erschien eine neue Sekte im Süden Rußlands, im Gouvernement Cherson, deren Anhänger Stundisten genannt wurden. Sie tauchte gleichzeitig an mehreren Orten auf und verbreitete sich mit großer Schnelligkeit über Kleinrußland, den Kaukasus und drang selbst bis in die nördlichen Gouvernements bis Moskau und Petersburg vor. Die Stundisten lehren, daß jede geistliche Autorität unnütz sei, und keine Nothwendigkeit bestehe, Priester als Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu haben. Gott ist nach ihren Vorstellungen ein allmächtiges und gütiges Wesen, und daher könne jeder Mensch direkt mit ihm verkehren. Sie lehren die Gleichheit aller Menschen und fordern von ihren Anhängern eine höchst umfassende Bethätigung der Bruderliebe. Sie weisen den Handel ab, akzeptiren allenfalls den Umsatzverkehr durch Eintausch. Grund, Boden, Wasser, Vieh usw. wollen sie nicht als persönliches Eigenthum gelten lassen; am liebsten möchten sie alles in ein Eigenthum

von „ganzen Genossenschaften oder Bruderschaften“ verwandelt. Sie verschmähen den Tabak und alkoholische Getränke. Bei Beleidigungen und Streitigkeiten wenden sie sich nie an die Polizei, sondern bringen die Angelegenheit unter sich zur Entscheidung. Alle Verfolgungen seitens der russischen Regierung haben der rapiden Verbreitung der Stundisten keinen Einhalt thun können.

Uebrigens geben fast alle diese Sekten zu neuen Abspaltungen Veranlassung, so daß die Zahl der Sekten in Rußland Legion ist. Die Zahl sämtlicher Sektierer Rußlands wird auf etwa 14 Millionen geschätzt. Die russische Gesellschaft mit ihren rapiden Uebergängen vom furchtbarsten Materialismus zum dunkelsten Mystizismus bietet eben allen neu auftauchenden Lehren ein weites, ergiebiges Feld, und so geschieht es nicht selten, daß irgend ein einfacher Bauer nicht nur seine eigenen ungebildeten Standesgenossen, sondern selbst die besseren, höher gebildeten Massen zu fanatisiren und in ihnen für seine „Lehre“ Anhänger zu erwerben versteht. Viele Kenner russischer Verhältnisse glauben daher auch, daß der gegenwärtig sich vorbereitende Umwälzungsprozeß der russischen Gesellschaft mehr einen religiösen als politischen Charakter haben werde.

(Nachdruck verboten.)

## Jutta.

Roman von Ella Lindner.

(Fortsetzung.)

Grete schwebt jetzt sozusagen im siebenten Himmel. Der Pastor ist in Sicht, nach dem sie sich seit Menschengedenken in heißer Sehnsucht verzehrt. Uebrigens lassen die beiden Mädels Sie herzlich grüßen und haben mich gebeten, Ihnen den Tag des gemeinschaftlichen „Mangdewuhs“ (siehe Frau Mießchen) gebührend in Erinnerung zu bringen, was ich hiermit feierlichst gethan haben will. Vielleicht ist Gretel bis dahin Frau Pastor, da können Sie dann gleich zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, nämlich die Zusammenkunft abhalten und Gretes ideale Pfarre bewundern, vorausgesetzt, daß Sie es nicht vorziehen sollten, die Damen auf Falkenstein als Herrin zu empfangen.

Haben Sie Nachricht aus C.? Ich erhielt dieser Tage von unserem braven Turnlehrer eine lange Epistel. Man vermißt Sie dort schmerzlich. Ihm zumal, fehlen Sie, wie das liebe Brot. Es will mir fast vorkommen, als hätten Sie auf sein Junggejellenherz mehr Eindruck gemacht, als für dessen Ruhe gut sein dürfte, denn trotz des beißenden Spottes, mit dem er seine Zeilen wieder reichlich gewürzt hat, klingt doch eine heimliche Resignation durch den ganzen Brief, die auf mich um so befremdender wirkte, als ich bei dem Turnlehrer niemals eine besondere Gemüthstiefe bemerkte. Aber er scheint zu denen zu gehören, die nie das sind, für was sie sich ausgeben. Sein Spott ist jedenfalls bloße Maske, und hinter derselben verbirgt sich ein großes, gutes Herz. Die Götter mögen wissen, was ihn zum Tragen derselben veranlaßt hat.

Auch Frau Christine singt unter der augenblicklich in vollster Blüte stehenden Akazie schmerzdurchbehte Klagelieder um den verlorenen Liebling. Ob sie sich nie klar gemacht, daß es ein junger Adler war, welcher bei ihr im warmen Nest hockte? Und Adler sind doch nun einmal keine Hühner und können nie auf dem Dunghaufen des Alltags — Verzeihung für diesen Ausdruck — heimisch werden. Und wenn man einem Adler auch zehnmal die Flügel stutzt und ihm das melodische Gackern lehrt — es bleibt trotzdem verlorene Liebesmüh. Aus einem Nar wird nimmermehr ein Huhn.

Damit will ich aber keineswegs der guten Frau Christine nahe treten. Aee, ganz im Gegentheil. Ich verehere sie auf-

richtig, sammt dem Väterchen. Der Turnlehrer ist neuerdings häufig zu Gast unter der Akazie. Man tröstet sich wahrscheinlich selbster. Ihre Klasse leitet ein neuer Kollege, der Name ist mir entfallen, aber die kleinen Mädels sind nicht sehr zufrieden mit ihm, „Wir mögen ihn nicht!“ haben sie dem Turnlehrer kurz und bündig erklärt. „Fräulein Rhaden mochten wir viel, viel lieber.“

Sie sehen daraus, daß Ihr Geist noch immer in den blonden und braunen Buschelhäuptern der kleinen Mädels spukt. Das freut Sie, was?

Frau Mießchen klopft bereits zum drittenmal an meine Thür „von wegen des Abendbrot“. Ich eile also zum Schluß.

Lassen Sie bald einen dito langen Schreibebrief los, und vergessen Sie nicht, mir darin von allem zu erzählen, was Sie angeht, vorausgesetzt, daß Sie den alten Kameraden nach wie vor Ihres Vertrauens für würdig erachten. In tieffter Verehrung Ihr  
Martin Müller.

P. S. Vielleicht heirate ich doch noch 'mal.

Schloß Falkenstein, am 20. 6. 19—

Mein lieber Kamerad!

Auch ohne Ihren Brief, der mich herzlich erfreute, würden Sie in diesen Tagen Nachricht von mir erhalten haben. Ich wollte hier nur erst etwas mehr heimisch werden, die Verhältnisse richtig beurtheilen lernen, um dann Ihren „Wissensdrang“ nach jeder Richtung hin befriedigen zu können.

Doch erst zu Ihnen, Freund Martin.

Man will also den Doktor machen? Bravo! Wie weit ist denn Ihre Dissertation nun gediehen, und was behandelt sie? Vergessen Sie nicht, mich darüber aufzuklären, es interessirt mich lebhaft.

Daß Sie Grete besucht haben, wußte ich bereits. Lene schrieb vor einiger Zeit und sprach viel von dem Herrn Professor in spe und in einem ganz anderen Tone, als ich von ihr in dieser Beziehung gewöhnt war. „Er ist viel netter geworden,“ versichert sie, „wenn auch trotzdem noch reichlich eingebildet. Aber schließlich ist das jeder Mann, und Martin Müller hat wenigstens Grund dazu. Mir imponirt es riesig, daß er nun doch noch studirt. Ich dachte, es wäre bloßes Gerede. Er hat nun auch endlich einen Bart. Lange genug hat das gedauert. Sonst finde ich, daß er jetzt noch dünner ist, als früher — der reinste Bindfaden. Na ja, er mag nicht gerade an den Fleischtöpfen Aegyptens sitzen, denn das große Loos hat er doch nicht gewonnen.“

Soweit die Lene! Sollte jene sehnsuchtsbange Ekkehardstimmung, dem mein Schweigen als schuldige Ursache untergeschoben wird, nicht vielmehr anderswo wurzeln? Mir scheint fast, als dürfte ich das geheimnißvolle P. S. am Ende Ihres Briefes mit Lene in Verbindung bringen.

Für die Erinnerung an die geplante Zusammenkunft danke ich Ihnen, fürchte aber, daß ich Sie beziehentlich der Schloßherrin gründlich enttäuschen muß. Ich komme schon lieber nach Gretels Pfarre — das heißt, wenn mich auf Falkenstein nichts Dringendes zurückhält. Natürlich denken Sie nun sofort wieder an den Grafen, denn Sie können ja nicht wissen, daß derselbe immer auf Reisen ist und daß ich nur brieflich mit ihm verkehre. Ihre Sorge, die Fänge des Falken betreffend, ist also völlig unbegründet. Seit dem Tode der Gräfin scheint ihn eine fieberhafte Unruhe in der Welt herumzutreiben. Er kehrt selten und dann gewöhnlich auf kurze Zeit heim. Es ist fast zu verwundern, daß sich Komtesse Irma, ein schönes, reichbegabtes aber phantastisches Kind, trotz der grenzenlosen Vernachlässigung von seiten des Vaters und gewissenloser Erzieherinnen, so prächtig entwickelt hat. Ich freue mich immer, wie herzlich sie mit den

Leute im Dorfe und besonders mit den Kindern dort verkehrt. Ihre junge Seele weiß nichts von Aristokratenhochmuth, und ich bemühe mich, denselben auch ferner nicht in ihr aufkommen zu lassen. Wir sind oft im Dorfe und unser Spaziergang führt uns fast täglich an den Eisenhütten vorüber, wo ein Direktor in Abwesenheit des Grafen das Regiment führt. Dieser Beamte aber macht keinen Unterschied zwischen Maschinen und Menschen. Er behandelt die Arbeiter einfach empörend. Und doch haben diese dasselbe Recht auf Leben und Glück wie wir. Ich möchte wissen, ob der Graf sich das schon einmal klar gemacht hat! Fast bin ich versucht zu glauben, daß es nicht der Fall ist, sonst würde er gewiß besser für die Sorgen, die ihre Kräfte in seine Dienste stellen. Es ist ja nicht alles mit hohem Lohn gethan. Diese Menschen haben ja auch eine Seele. Und diese Seele möchte sich emporringen aus dem Dunkel, das sie umgiebt, möchte frei werden — und hat doch nicht die Kraft zum Flug in die Sonne. Und da sinkt sie denn zurück in die Finsterniß, in den Morast der Verkommenheit und erstickt darin. Das Herz blutet einem, wenn man das mit ansehen muß und nicht helfen kann. Der eigenen Scholle, wo er so nöthig gebraucht wird, wo tausend Hände sich ihm hilfesehend entgegenstrecken, wendet der Graf den Rücken und trägt seinen Schmerz hinaus in die Welt, die ihm nicht das warme Verständniß entgegenbringt, entgegenbringen kann, wie die Heimath es thun würde, die Heimath mit ihrer reichen, reichen Arbeit. Und wie hat er es nur fertig gebracht, sich von dem Kinde zu trennen, es so völlig fremden Menschen zu überlassen! Wahrlich, es gehört ein gut Theil Egoismus dazu.

Doch nun Gott befohlen, lieber Martin. Lassen Sie bald wieder von sich hören. Mit kameradschaftlichem Gruß bin ich Ihre Zutta Rhaden.

X.

„Fräulein Rhaden?“

Der Direktor der Falk'schen Werke begrüßte Zutta mit einer Verbeugung und neigte dabei das blonde Haupt so tief, als wolle er ihr Gelegenheit geben, sein spärliches aber tadellosgescheiteltes Haar zu bewundern. „Sie haben mich zu sprechen gewünscht?“

„Ja —“ sie erwiderte seinen Gruß mit vornehmer Reserve — „mich führt eine Bitte zu Ihnen.“

„Eine Bitte? Ah —“ die häßlichen Lippen umspielte ein Lächeln, so dreist, daß Zutta vor Unwillen erröthete — „ich wußte gar nicht, daß die schöne Zutta auch bitten kann! Bis jetzt —“

„Herr Direktor —“ unterbrach sie ihn mit eisiger Kälte — „ich entfinne mich nicht, Ihnen je ein Recht zu derartigen Vertraulichkeiten gegeben zu haben. Ich bin Fräulein Rhaden für Sie —“

„Wie Sie wünschen!“ Wieder eine Verbeugung und wieder dasselbe dreiste Lächeln.

„Im Ganzen ist es ja einerlei. Auch als Fräulein Rhaden bleiben Sie für mich die „schöne Zutta“.“

Ogleich sie es vorzog, diese Worte nicht zu beachten, hätte sie dem Manne doch am liebsten voll heißer Empörung den Rücken gekehrt. Würde er wagen, in diesem Tone zu ihr zu sprechen, wenn sie als Komtesse Rhaden vor ihm stünde? Sicher nicht. Da war es die hohe Geburt, die sie schützte. Aber die arme Erzieherin, das Mädchen, welches nur einen einfachen, bürgerlichen Namen trug, um das kein Mensch auf der weiten Welt sich kümmerte, das allein sich durchs Dasein kämpfen mußte, das durfte man ungestraft beleidigen, das war — Freiwild.

„Möchten Sie mich nicht über den Grund Ihrer Bitte aufklären, Fräulein Rhaden?“

Sie blickte kühl über ihn hinweg.

„Es ist des Gregori wegen —“

„Ah, Sie werfen sich zum Anwalt dieser — dieser — na — Leute auf?“

„Diese Leute sind auch Menschen.“

Er zuckte die Achseln. „Das ist Ansichtssache.“

„Raum.“

„Wie Sie wollen. Mit schönen Damen streite ich nie.“

„Ich will mich ganz kurz fassen —“

„O bitte,“ unterbrach er sie, „meine Zeit drängt nicht —“

„Aber die meine“, antwortete Zutta stolz. „Sie werden wissen,“ fuhr sie dann in geschäftsmäßigem Tone fort, „daß das Unwetter der vergangenen Nacht die ohnehin baufällige Hütte des Gregori schlimm zugerichtet hat?“

Aufmerksam betrachtete er erst die blankpolirten Nägel der rechten und dann die der linken Hand. „In der That, ich erinnere mich. Der Wind hat ein paar Ziegel herabgeworfen, nicht wahr?“

„Ein paar Ziegel — ja. Aber diese paar Ziegel sind zufällig das ganze Dach. Es war ja alles schlecht und verfault. Längst hätte etwas geschehen müssen! Und nun hat das morsche Holz dem Sturme nicht widerstehen können und ist theilweise nach innen gebrochen, wo das Weib des Gregori, das seit Wochen schwer krank liegt, und zwei Kinder von den herabstürzenden Brettern gefährlich verletzt worden sind.“

„Gefährlich? Wirklich gefährlich? Sind Sie davon überzeugt, Fräulein Rhaden? Ich fürchte, Sie lassen sich durch das Gejammer dieser Leute zu leicht täuschen. Man muß das Volk nur kenne! Das läutet Sturm, sobald ihm der kleine Finger weh thut.“

„Um den kleinen Finger handelt es sich diesmal leider nicht. Uebrigens — das hat mit meiner Bitte nichts zu thun —“

„Ich bin wirklich neugierig —“

„Geben Sie den Gregori von der Arbeit frei — natürlich ohne Abzug des Lohnes — damit er seine Hütte repariren kann.“

„Das geht nicht —“

„Das muß gehen!“

„Der Gregori ist an den Schmelzöfen unentbehrlich —“

„Dann lassen Sie das Dach von einem Andern ausbessern. Wenn die Frau oder eines der Kinder stirbt — Sie haben's auf dem Gewissen.“

„Ich bin Graf Falks Bevollmächtigter und handle nur in seinem Sinne, wenn ich diese Leute straff an die Schür nehme und ihrer Bummellei so wenig wie möglich Vorschub leiße.“

Ein unbestimmtes Gefühl veranlaßte Zutta, den Abwesenden in Schutz zu nehmen.

„Wenn Graf Falk hier wäre, würde wahrscheinlich manches anders sein, und ich hätte nicht nöthig gehabt, Sie an die einfachste Nothwendigkeit zu erinnern. Es muß sofort etwas geschehen.“

„Sie haben's eilig. Man möchte Ihre Schützlinge fast beneiden um die zarte Fürsorge. Aber —“ heißer zischend kamen die folgenden Worte über seine Lippen — „wenn ich mich nun bereit finden ließe —“ er blickte sie von unten herauf an, wie ein Raubthier fast — „wenn ich mich nun bereit finden ließe, was wäre dann mein Lohn?“

„Ihr Lohn?“ Zutta trat einen Schritt zurück. „Man fordert keinen Lohn für die Erfüllung einer einfachen Pflicht.“

„Einfache Pflicht? Hahaha! So haben wir nicht gewettet! Eine Liebe ist der anderen werth, das sollten Sie nun doch wissen —“

Mit einem Satz voll fagenartiger Gewandtheit sprang er auf das wehrlose Mädchen zu und umklammerte es in jäh erwachter Leidenschaft. Schon sah Zutta die gierig funkelnden

Augen dicht vor sich, schon fühlte sie mit lähmendem Entsetzen, wie der heiße Athem ihre Wangen streifte und die glänzenden, schwulstigen Lippen sich den ihrigen näherten, da erklang plötzlich ein donnerndes „Bube!“ und mit einem kräftigen Ruck wurde der Direktor beiseite geschleudert. Ein hochgewachsener Mann trat wie schützend neben Zutta und legte den Arm um ihre zitternde Gestalt. Graf Falk war es, der, ohne seine Ankunft zu melden, unerwartet heimgekehrt war, von der Station aus den kürzeren Weg über die Werke gewählt hatte und so den letzten Theil der Unterhaltung gehört und Zeuge der brutalen Handlungsweise seines Direktors geworden war. Dieser faßte sich indeß schnell und begrüßte seinen Herrn mit einer tadellosen Verbeugung.

„Ah, der Herr Graf! Sie gestatten —“

„Was geht hier vor?“ herrschte dieser ihn an.

„Ach — äh — es betraf einen — äh — kleinen Scherz meinerseits. Fräulein Rhaden —“

„Fräulein Rhaden?“ Ueberrascht reichte der Graf ihr die Hand und streifte sie dabei mit einem schnelleren, prüfenden Blick. „Ach hätte es mir denken können.“

So dankbar Zutta auch dem Grafen für sein Dazwischentreten war, so peinlich berührte sie es doch, daß gerade er sie in des Direktors Armen gesehen hatte. Er mochte wohl etwas Aehnliches ahnen, als er sich langsam dem Direktor wieder zukehrte.

„Ein Scherz — so. — Nun, Sie werden Fräulein Rhaden für diesen Scherz in meiner Gegenwart um Verzeihung bitten.“

In grenzenloser Verlegenheit biß sich der Beamte auf die Lippen.

„Ach — äh — Fräulein Rhaden — wirklich —“

„Bemühen Sie sich nicht!“ sagte diese kühl, und der Graf glaubte zu bemerken, daß sie sich zum Gehen anschickte.

„Einen Moment, mein gnädiges Fräulein. Ich komme sofort mit Ihnen. Unser Weg ist ja derselbe. Nur ein paar Worte erlauben Sie mir noch mit diesem Herrn.“

Voll vornehmer Gelassenheit wendete er sich an den Direktor.

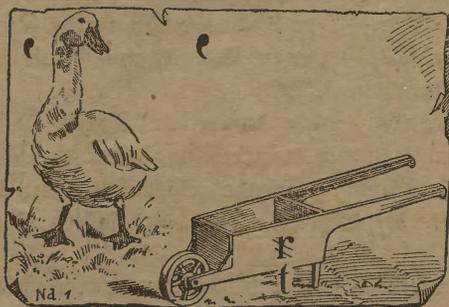
„Gegen meinen Willen war ich Zeuge Ihrer Unterhaltung mit Fräulein Rhaden, und es wird Sie darum kaum in Erstausen setzen, wenn ich — nach allem, was vorgefallen — auf Ihre weiteren Dienste verzichten muß. Ich habe Sie nie zu derartigen — Unmenschlichkeiten bevollmächtigt, wie sie auf den Werken vorgekommen sein mögen, denn der Fall Gregori steht wahrscheinlich nicht vereinzelt da. Und dann auch sollen Sie auf meinem Grund und Boden nicht zum zweiten male Gelegenheit haben, irgendwen in der geschehenen Weise zu beleidigen. Hier sorge ich für die unbedingte Sicherheit der Schutzlosen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Räthelecke.

### Bilderräthsel.



Nd. 1

### Füllräthsel.

In . . . n, B . . . me, . . . all, Sc . . . ten,  
Re . . . e, . . . . . ier, M . . . d, . . . da, . . . n,  
. . . b, . . . de, . . . id, . . . . . t, B . . . m,  
Wa . . . s, . . . . . se, . . . a, W . . . er, . . . . . te,  
Nü . . . , G . . . e, F . . . nd, R . . . h!

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß bekannte Hauptwörter entstehen, darunter auch Eigennamen, die einen Theil von Asien, eine europäische Hauptstadt, eine deutsche Universitätsstadt und einen weiblichen Vornamen bedeuten. Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die eingefügten Buchstaben im Zusammenhang gelesen einen Sinnspruch von Grillparzer.

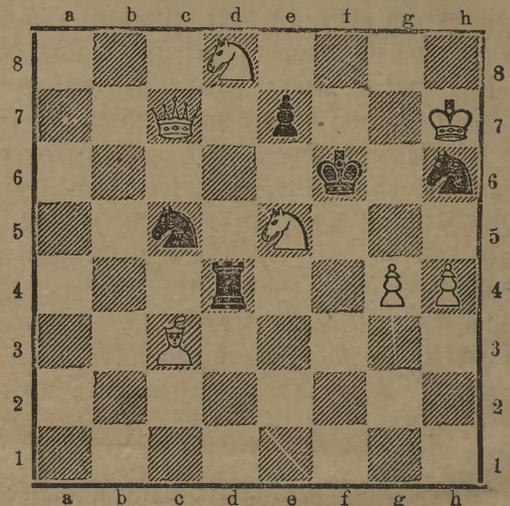
### Magisches Quadrat.

A A B B E E H I  
I M N N O O R R

Vorstehende Buchstaben sind in Quadratform derart zu ordnen, daß die vier wagerechten Reihen gleichlautend mit den vier senkrechten sind und Wörter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Körpertheil; 2. Fluß in Spanien; 3. weiblicher Vorname; 4. altbiblische Gestalt.

### Schachaufgabe.

Von S. Blackburie in Neu-Seeland.  
(Turnier des Kentish Mercury.)



Weiß.

(7+5)

Weiß zieht an und setzt in 2 Zügen matt.

### Auflösung des Füllräthfels.

Magen, Rhein, Darm, Thor, Baum, Optik, Mais, Anna.  
Gerhart Hauptmann.

### Auflösung des Bilderräthfels.

Lazarethaufseher.

### Auflösung des Logogriffs.

Barke, Barbe; Barde, Barte.

### Auflösung des Telegraphenräthfels.

Kaviar, Keld, Feile, Neid, Nevier, Leim, Herz. Viel Feinde, viel Ehr.

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. aK, D, 9, 8, 7; bK, D, 9, 8, 7.  
M. a, b, dB; cA, 10, K, D, 9, 8; dA.  
S. cB, aA, 10; c7; d10, K, D, 9, 8, 7.  
Skat: bA, 10.

Spiel:

1. B. a7, dB, cB (—4).
2. S. dD, aK, dA.
3. B. a8, bB, aA (—13).
4. M. cK, c7, b7 (—4).
5. M. cA, a10, b3 (—21).
6. S. d10, a9, aB (—12).

Die andern Stiche nimmt der Spieler, die Gegner sind also nur bis 54 gekommen. Stich M im 6. Stich nicht ein, sondern wirft er es ab, spielt V seine b-Flöte vor. Der günstigste Stich, den die Gegner machen könnten, wäre: bK, aB, dK (—10), so daß sie also 2 Augen weniger erhielten.

Richtige Lösungen gingen ein von: Else Klett, Oskar Neek, Carl Pfefferkorn, Neubauer, Walter Hagedorn, Curt Schendel, Erwin Nebemsky, Erwin Brandt, Johannes und Rudolf Schellong, Bromberg.